



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

ADLER GESTELL

ROMAN

LAURA LAABS

TROPEN

Tropen

www.tropen.de

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart

Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

© 2025 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,

gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte inklusive der Nutzung des Werkes für Text und

Data Mining i. S. v. § 44 b UrhG vorbehalten

Cover: Klett-Cotta unter Verwendung einer Illustration von © Zoey Kim,

www.zoeykimm.com

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-50288-6

E-Book ISBN 978-3-608-12466-8

0

**ENDE DER
GESCHICHTE**

Annas Wohnung war nicht weit. Aber in Annas Wohnung war man weit weg. Selbst das Rauschen der Straße war kaum mehr zu hören. Etwas Anderes flüsterte durch die Räume, wie ein Rieseln von Putz oder vielleicht ein Nagen von ganz feinen Zähnchen.

Die schweren Möbel standen unverrückt, die Igelit-Tischdecke wehte in keinem Wind, und am geschlossenen Fenster trocknete dekadenlang ein Strauß. Die Reihen in den hölzernen Regalen buchrückenbunt. Dazwischen galoppierten Gipsferdchen, so mürbe schon, dass sie jeden Moment zu zerfallen drohten. Sie blieben am Platz in all den Jahren zwischen Tolstoi und Brecht und Wolf, auch als lange keine Hand mehr nach den Bänden griff.

Die Wohnung wartete, wie ein ausgestopftes Tier, ein Lenin im Glassarg, ein Fossil, das die Existenz einer fernen Epoche bezeugt, in der wenig besser, aber manches anders war.

Gut möglich, dass die Bücher eines Tages wieder aufgeschlagen werden, so wie das Schneewittchen wieder lebt, nach dem Kuss. Und das könnte man mit Lenin ja auch mal probieren. Vielleicht muss die Anna ihn küssen. Alle reden immer von *der Anna*, als wäre sie eine Nachbarin, dabei geht es um *die Anna*. Sie soll bedeutende Werke in diesen bescheidenen Räumen geschrieben haben. Mitten in einem nichtssagenden Vorort. Unserem Vorort.

Wir aber wussten nichts von Anna Seghers und ihren schlafenden Büchern, und sie interessierten uns auch nicht. Annas Wohnung war gar nicht weit. Und oft hörte man hier unser Geschrei auf der Straße. Sie war gleich um die Ecke, zwischen der Eigenheimgasse und der Telefonzelle. Gleich über Böhm's Gemüseladen. Der hingegen interessierte uns. Denn hier hatte sie eingeschlagen, die fröhliche Bombe des Kapitalismus.

Die Stiegen mit Rotkohl und Rüben waren weg. Aus gleißenden Plastikboxen winkten Happy Cherries mit gummierten Armen.

Angebissene Äpfel grinnten neonneu vom Etikett, als könnten sie ihren eigenen Verzehr nicht erwarten. Fred Ferkel rissen wir die Schaumschweineohren ab. Weiße Mäuse sahen uns aus roten Augen an, bis wir sie mit den Zähnen guillotinierten. Dr. Lab kam der Qualm aus den Ohren, während er War Heads an uns verteilte. Colakracher explodierten im Mund. Head Bangers sprengten die Schädeldecke. Und Center Schocks stoppten den Herzschlag gleich ganz.

Über Nacht war der alte Konsum in den neuen Krieg des Konsums eingetreten, und wir waren seine Söldner. Stolz trugen wir die ersten Münzen des echten Gelds in den »Gemüse«-Laden. Frau Böhm, plötzlich mit Pudellöckchen, kassierte ab, als ob es kein Gestern gäbe, und wir erlebten den Marktwert am eigenen Leib: Auf weiße Mäuse musste man sparen, die Turboschnüre gab es unverzüglich und sofort. Wie ab jetzt alles. Dachten wir.

★

Der Tag meiner Einschulung war eine einzige Enttäuschung. Dabei bekam ich zwei Zuckertüten, eine davon sogar passend zu meinem neuen Scout-Rucksack und dem Sportbeutel. Aber der Rucksack selbst war das Problem. Alle Kinder trugen stolz ihren eckigen Ranzen vor – wobei eigentlich hinter – sich her. Also einen dieser synthetisch bezogenen Kästen, obligatorisch mit Hot Wheels oder Disney-Prinzessinnen drauf. Meine Mutter aber hatte irgendwo gelesen, dass diese Form der Wirbelsäule schadet, und so bekam ich einen ergonomischen Rucksack. Und zu allem Übel keinen mit pinker Cinderella, oder wenigstens mit Arielle in Türkis, sondern einen mit blau-grünem Dschungelmuster, der genauso gut zu einem Jungen gepasst hätte. Lenka, die gegenüber

wohnte und schon mit mir im Kindergarten war, hatte zwar einen hässlichen Turnbeutel, auf den jemand Würfel gepatchworkt hatte, aber immerhin einen richtigen Ranzen, von dem kess ein Westi mit Schleife kläffte.

Lenka, deren Haar so voll und weich war, ihre Augen so groß und hell und ihre Lippen so rund und pudrig, dass sie mich an bunte Raupen erinnerten. Lenka, die ausgelassen und komisch sein konnte, wenn wir zu zweit waren. Lenka, die einen Hamster hatte und manchmal Stubenarrest. Es gab den leichten, dann durfte ich sie in ihrem Zimmer besuchen, und den schweren, dann durfte sie tagelang keiner sehen. Erst später ahnte ich, was wir nicht sehen durften. Aber da war es schon zu spät. Lenka, deren Vater das Wohnzimmer hochheizte bis zum Anschlag, mürrisch in kurzen Sporthosen vor dem Fernseher saß und Bier trank. Er hieß Wulf, aber wir durften ihn nicht so nennen. Ich sagte »Sie« und Lenka meistens gar nichts. Wir gingen ihm aus dem Weg, wenn er im Haus war, was in letzter Zeit viel öfter vorkam. Wenn er uns doch bemerkte, startete Lenka auf den Boden, während er sprach, und antwortete erst, wenn er mit der Frage schloss, ob »wir uns verstanden« hätten: Ja.

Feierlich wurden wir in das Klassenzimmer geführt, dessen Wände beige, grau und abwaschbar lackiert waren und an denen, wie zur Warnung, lustlose Bastelarbeiten früherer Klassen prangten.

Für Frau Liebig waren wir die erste Klasse nach dem Ende des Klassenkampfs. Als sie vor uns trat, richtete sie den Blick auf einen Fluchtpunkt jenseits unserer Köpfe und schien sich am liebsten in ihrem lila-grauen, schultergepolsterten Zweiteiler verstecken zu wollen. Alle Lehrbücher waren über Nacht ungütig geworden. Man sollte meinen, dass immerhin das Alphabet verlässlich ge-

blieben und auch zuvor kein X für ein U verkauft worden war. Aber während in der Fibel noch gestern »Pepe zu den Pionieren« und »Mutti früh zur Arbeit« ging, kam heute »Mimi zu Mama ins Haus«.

Fast war ich bereit, ein bisschen Mitleid mit Frau Liebig zu haben. Doch da traf mich die nächste Enttäuschung: Ich durfte nicht neben Lenka sitzen, weil wir schließlich hier seien, »um viele neue Freunde zu finden«. Und so landete ich neben Chaline.

Chaline, die ich bisher nur von Weitem durch die Siedlung hatte stromern sehen, meist zusammen mit ihrem großen Bruder Ronny, von dem es hieß, dass er den Wald angezündet habe. Die Tatsache, dass der Wald noch stand, tat dem Mythos keinen Abbruch. Klar war, dass man sich von den Geschwistern fernhielt. Chaline, die ich einmal durchs Wohnzimmerfenster beobachtet hatte, als sie unsere kleine Eigenheimgasse herunterkam, gefolgt von Ronny, halb unbekümmert, halb gelangweilt. Chaline, deren Gang irgendwie lässig und trotzdem angespannt war, mit hochgezogenen Schultern und rundem Rücken, wie dauernd zum Absprung bereit. Genau an der Hecke zu unserem Vorgarten war sie stehen geblieben, und unsere Blicke hatten sich durchs Glas getroffen. Sie hatte mich spöttisch angesehen, so als wäre ich der Hamster im Käfig. Das Blitzen in ihren Augen hatte mich erschreckt und ich war einen Schritt vom Fenster weggetreten. Chaline, die sich nun mit genau diesem Blick neben mich setzte, wobei sie den Stuhl laut über den Linoleumfußboden schabte.

Es folgte die dritte, aber längst nicht letzte Enttäuschung. Frau Liebig gab Schreiblernhefte aus, die hatten fünffach geteilte Zeilen, vom Keller bis zum Dach, und würden in Zukunft als Raster dienen, nicht nur für unsere Schulausgangsschrift, sondern für unsere Sicht auf die Welt selbst: also durch Stäbe. Dazu bekam jeder

einen Aufkleber mit seinem Buchstabentier. Chaline sollte das Q wie Qualle abkriegen, was ich ihr herzlich gönnte. Doch sie wehrte sich vehement, bis sie mit einem prächtigen L-Löwen aus dem Kampf hervorging. Nun blieb der Albtraum jedes Ostseerurlaubs an mir hängen. In meiner Kehle stieg ein Protestschrei auf. Doch Frau Liebig, die rasch ihre Autorität wiederherstellen musste, drückte die Qualle entschlossen auf mein Heft. Nur ich konnte sehen, dass ihre Hand dabei zitterte. Zu widersprechen traute ich mich trotzdem nicht.

Wir hatten die Zeilen mit dem kleinen und dem großen Eff auszufüllen. Warum ausgerechnet das Eff, blieb offen. So beugten wir unsere Köpfe über das Heft und vor dem Befehl und schrieben das erste Datum hinein.

Die Schulstunde schien viel länger zu dauern, als ihre vergehenden Minuten es hergaben. Sie zog einen Graben durch die Zeit, der ein Vorher und ein Nachher hinterließ. Es war der Herbst 1990.

Am Ende sollten alle singen, ein Lied von Rolf Zuckowski. Frau Liebig spielte dazu Gitarre, den Text musste sie aber ablesen: *Januar, Februar, März, April – die Jahresuhr steht niemals still.*

Erleichtert strömten wir durch die Glastüren hinaus aus dem Betongebäude, das in seiner umstandslosen Funktionalität sowohl in unserem Vorort als auch im Zentrum der Stadt zu finden war, ja sogar bei den Cousins in Hoyerswerda und wahrscheinlich auch bei den Brüdern und Schwestern in Ham'hung. Draußen erwarteten uns Eltern mit Sonnenblumen. Wulf trug eine lange Hose, wie wir erleichtert feststellten. Meine Mutter sah schön aus und winkte erwartungsvoll mit der Blume. Die Einzige, auf die niemand wartete, war Chaline. Ich schlich gedemütigt von der Stunde und vom Rucksack auf meine Mutter zu. Sie übersah das,

während die Lehrerin ihr noch mit gespielter Heiterkeit die Hand schüttelte.

Lenka und ich trotteten unseren Eltern hinterher. Verwundert bemerkten wir, dass Chaline uns folgte, beharrlich und stumm.

– Wohnt die auch in der Siedlung?, flüsterte ich.

– Ja, aber in der Straße am Wald, wusste Lenka.

Plötzlich hatte Chaline aufgeholt und riss mir den Rucksack vom Rücken. Ich fuhr sie an, Lenka stimmte ein, doch Chaline hielt meine Schultasche umklammert.

– Na, willst du zurückhaben?

Ich war unschlüssig. Fast schien es wie eine gute Gelegenheit, das blöde Ding schnell loszuwerden. Aber ich konnte die Geiselnahme auch nicht einfach hinnehmen. Direkt neben uns parkte eines jener Autos, die es vorher nicht gab und von denen die Leute nun gar nicht genug bekommen konnten. Chaline deutete mit dem Kinn auf den Stern vorn auf der Kühlerhaube.

– Brich den ab!

Ich sah sie fragend an.

Da blitzte es herausfordernd in ihren Augen:

– Oder traust du dich nicht?

– Du bist doch bescheuert!, sagte ich, weil mir nichts einfiel.

Lenka drehte sich unruhig nach unseren Eltern um. Doch Chaline starrte mich einfach an. Ich tat nichts, und allmählich schien das Funkeln in ihrem Blick zu verlöschen. Lasch platschte der Rucksack vor meine Füße.

– Da haste deine schicke Tasche.

Ich hob sie auf. Lenka zog mich weiter, vorbei am Mercedes. Ich drehte mich noch mal um. Der Stern blieb, wo er war.

Am Gemüseladen holten wir unsere Eltern ein. Aber nach Cola-krachern war uns beiden nicht. Wir bogen kleinlaut in die, von

allen umständlich so genannte, Reihenhaussiedlung ein. Ihre gleichen, schmalen Häuschen lehnten sich Wand an Wand, vom Wald bis zur großen Ausfallstraße – dem Adlergestell. Vorn sahen sich die Türen und hinten die Terrassen an und überall die Nachbarn gegenseitig auf die Teller.

Lenkas Haus war genau wie unseres, nur spiegelverkehrt, und wir durften nicht in jedes Zimmer. Der Vorgarten von Wulf war besonders ordentlich, er goss und harkte ständig, und manchmal musste Lenka mitmachen. Im Garten unserer uralten Nachbarin Frau Schiller, raunte man, seien »Reichsadler« vergraben. Ich betrachtete ihr argloses Stiefmütterchenbeet und stellte mir darunter gefährliche Raubvögel vor. Warum Frau Schiller sie dort beerdigt hatte, leuchtete mir nicht ein. Es musste mit »dem Krieg« zu tun haben, genauso wie das Gespenst auf der Straße. Auf den ersten Blick handelte es sich dabei bloß um Teerspuren im Asphalt. Doch wenn man sie von oben, aus dem Fenster, betrachtete, sahen sie ganz deutlich aus wie ein Geist, und der dunkle Fleck dazwischen wurden zu seinem, zum Schrei aufgerissenen, Mund. Lenka konnte das Gespenst aus ihrem Fenster auch erkennen. So, dachte ich, muss der Krieg ausgesehen haben. Warum ich das dachte, wusste ich nicht.

Auch die Aufregung der Erwachsenen um unsere Siedlung blieb mir ein Rätsel. Die Häuser sollten uns »von Wessis« weggenommen werden. Vor allem Wulf regte das auf. Unter seiner Führung traf sich die Nachbarschaft regelmäßig in wechselnden, aber baugleichen Partykellern und redete sich die Köpfe heiß. Was die Wessis ausgerechnet hier wollten, erklärte niemand. An uns rollte man vorbei, sechsspurig, großspurig und unablässig, dass die dünnen Wände der Häuschen erzitterten bis in unsere Fingerspitzen.

Wir kamen an unserem Vorgarten an, in dem zur Feier des Tages

eine Girlande aus Luftballons hing, die schon etwas schrumpelig waren. Meine grauhaarige Großtante Nora »aus dem Westen« stand aufgeregt mit der zweiten Zuckertüte auf den Stufen vor dem Haus. Erst jetzt bemerkten wir, dass Chaline uns noch immer folgte. Lenka und ich sahen sie böse an, doch sie stellte sich wie selbstverständlich zwischen uns und grinste.

– Willst du vielleicht mit reinkommen?, fragte meine Mutter und deutete auf die anstehende Feier samt winkender Tante in der Tür. Doch Chaline schüttelte fast verächtlich den Kopf:

– Nee.

Während wir bei Kakao und Kuchen saßen, lag über den Dächerreihen das niemals versiegende Rauschen des Adlergestells. Es schien mir kein Zufall, dass auch die Straße das unheimliche Tier beschwor. Zu ihren Seiten standen letzte alte Bäume, die Äste zeichneten sich scharf in den Himmel, und im Winter saßen schwarz darin große Vögel. Darunter lagen die Gleise, auf denen quietschte schrill die Bahn. Nachts im Bett konnten wir sie hören, wohin wollte sie nur? Ich war froh, dass ich unter der Decke lag, die nach frischer Wäsche roch, und nicht hinausmusste in das Tosen, das unheilvoll von der Welt jenseits der Hecken kündete.

1

FAIRY ULTRA

Die Geschichte flimmert in allen Farben des Videospektrums. Sie handelt von zwei spanischen Dörfern, Villarriba und Villabajo. Sie zeigt, wie in südlichen Ländern gefeiert wird: ausgelassen und ausdauernd, von Frauen in Rüschenkleidern und Männern mit aufgeklebten Schnurrbärten. Doch an der mannshohen Paella-Pfanne klebt anschließend eine hartnäckige Kruste. Wie im Süden üblich, wird das Küchenutensil im Brunnen des Dorfplatzes gewaschen. Dabei kommt es zu einer bemerkenswerten Wendung: Die braven, aber rückständigen Bürger von Villabajo schrubben mit alten Besen. Den progressiven Bürgern Villarribas aber erscheint die Ultra Fairy und lässt alle Mauern, eisernen Vorhänge und samtene Hüllen fallen. Dank ihres magischen Spülmittels löst sich der Dreck von gestern mühelos. Und während Villabajo noch schrubbt, feiern die Bürger Villarribas schon wieder im strahlenden Glanz der blanken Pfanne.

Das Video lässt keinen Zweifel daran: An welche exotischen Orte uns die neue Freiheit auch führt, immer würde es ein Oben und ein Unten geben. Und so lange die einen schrubbten und die anderen schrubbten lassen, würde die große Party des neuen Lebens – anders als die Geschichte – niemals enden.

Wenn man damals, als dieses Märchen erzählt wurde, so nah an den Fernseher ging, dass es knisterte, wenn man das Auge auf die Mattscheibe presste und hineinstarrte, bis es wehtat, wenn man ganz tief in seine Unterwelt eintauchte, dann sah man das geheime Innenleben der Bilder, sah das geisterhafte Wirken, das hinter ihnen steckte, sah das rastlose Rasen von tausend Punkten aus Rot, Blau und Grün. Die Aufgabe, die Signale zu einem Bild zu verbinden und die Bilder zu einem Sinn, die lag im schmerzenden Auge vor dem Bildschirm, lag im beunruhigten Bewusstsein, auf das sie trafen. Sie lag in uns.

Mai, Juni, Juli, August – weckt in uns allen die Lebenslust. Frau Liebig gab nicht auf, uns mit Rolf Zuckowski zu indoktrinieren und dabei unbegründete Zuversicht zu versprühen. Wir aber durchschauten sofort, dass sie damit vor allem sich selbst ermutigen wollte. Wir, die vor ihr saßen mit Topfschnittfrisuren und Zahnlücken. Wir mit unseren Federtaschen, Muttiheften, in Alufolie gewickelten Stullen. Wir Schlüsselkinder, mit Bändern um den Hals, konnten die Türen selbst öffnen, hinter denen die Eltern abwesend, überfordert oder arbeitslos waren. Wir, die sich Mühe zu geben hatten, um in die neuen Verhältnisse zu passen. Wir gaben uns Mühe, lernten aber schnell, dass das nicht reichen würde.

Vieles von den Zeiten, Parolen, Hoffnungen und den Enttäuschungen, die uns umgaben, ahnten wir bloß, spürten es, mit einer feinen, unbestechlichen Sensorik, die ausschließlich Kindern gegeben ist. Eine Überlebensnotwendigkeit, um mit der unwägbaren Erwachsenenwelt fertigzuwerden, die auf uns einprasselte und die wir nicht verändern, sondern an die wir uns nur anpassen konnten.

Meine Lebenslust war seit jenem ersten Schultag getrübt, der ja nur ein Vorgeschmack gewesen sein sollte: So heiter Frau Liebigs Strophen auch klingen mochten, so nüchtern war unser Schulalltag. Etwa, als die Bögen meiner Effs nicht vorschriftsgemäß vom Keller ins Dach reichten, weswegen ich die leidige Übung wiederholen musste. Mit dem klecksenden Füller aus der Schultüte von Tante Nora auf die starren Linien zu zielen, kostete mich eine derartige Überwindung, dass es mir Wuttränen in die Augen trieb. Die tropften durch meinen fransigen Pony aufs Blatt und verunstalteten auch den zweiten Versuch. Frau Liebig sah leidend darauf und wollte wissen, ob ich selbst mit meiner Leistung zufrieden sei. Ich verkniff mir weitere Tränen und setzte mich ein

drittes Mal vor die Effs. Mechanisch führte ich die Übung aus, und das Resultat ging durch. Damit war klar, was ich fortan von der Schule zu erwarten hatte und sie von mir.

Immerhin gab es die Pausen, in denen die Jungs Tischtennis spielten und die Mädchen stickerten. In meinem Sammelalbum mit den glänzend glatten Seiten waren die Stoffis, die Glitzis und die Korkis säuberlich voneinander getrennt. Die größten Begehrlichkeiten weckten die Jumbo-Sticker, die beinahe eine ganze Seite füllten und in den Alben stets die vordersten Plätze einnahmen. Mein einziger und dafür heiß geliebter Jumbo war ein Gespenst und noch dazu ein Leuchti. Ich ertauschte ihn gegen ein paar läppische Korkis von Uran Kai, dem einzigen Jungen, der nicht Tischtennis spielte und der so hieß, weil URAN das erste Wort war, das er schreiben konnte – und zwar lange vor dem ersten Schultag. Wenn ich das Gespenst abends unter eine Lampe hielt, strahlte es danach grünlich unter der Bettdecke. Damit konnte ich mir ein wohldosiertes Gruseln verschaffen, das immer nur solange anhielt, wie ich es aushielt und endete, sobald ich wieder unter der Bettdecke hervorkam und das Leuchten verlosch.

Mit Chaline vermied ich seit dem Rucksack-Eklat jeden Kontakt, konnte aber nicht verhindern, dass sie gelegentlich über den geteilten Tisch erst in mein Heft und dann frech in mein Gesicht sah. Aber gerade sie war es, die Abwechslung in den Schulalltag brachte. Oft machte sie die Aufgaben nicht nur wie ich, falsch, sondern gar nicht, sodass Frau Liebig sie ermahnen musste. Sie ließ die Vermerke in ihrem Muttiheft nicht unterschreiben und erfand offensichtliche Ausreden. Ein anderes Mal war die Seite mit ihren Hausaufgaben halb aufgeweicht, weil sie versucht hatte, verunglückte Buchstaben wegzukillern. Tintenkiller waren untersagt. Es schien unfair, dass in einer Zeit der allgemeinen Vertuschungen

und Verdrehungen gerade unsere Fehler nicht ausgelöscht werden durften. Aber nur Chaline wagte es, sich zu widersetzen. Sie wurde mit einer demütigenden Ausschimpfe vor der ganzen Klasse bestraft, wobei die Lehrerin das entstellte Heft mahnend in die Höhe hielt. Chaline ertrug das scheinbar gleichgültig. Doch als Frau Liebig sie am nächsten Tag unwirsch zum Mitsingen aufforderte, platzte es aus ihr heraus:

– Du hast mir gar nichts zu sagen!

Stille legte sich über das Klassenzimmer. Chaline hatte die Lehrerin angeschrien und geduzt. Alle drehten sich zu ihr um und starrten dabei auch mich an. Statt Chaline wurde ich rot. An diesem Tag musste sie nach dem Unterricht allein bei Frau Liebig bleiben. Wir streckten neugierig die Köpfe durch die Tür, bis sie vor unserer Nase zugeschlagen wurde. Lenka warf mir einen mitfühlenden Blick zu, als wäre ich dafür zu bedauern, neben »so einer« sitzen zu müssen.

★

Lenka hingegen, deren Hefte durchweg tadellos geführt waren, fiel nicht nur die Schönschrift leicht, sie schien der Schule überhaupt etwas abgewinnen zu können. Sie kam morgens überpünktlich an, aber hatte es auf dem Rückweg nie eilig. Um nicht zu sagen: Sie drückte sich davor, nach Hause zu gehen. So trödelten wir zum Gemüseladen, die Sportbeutel schlenkerten an unseren Handgelenken, und Herbstsonne verfiel sich in Lenkas schönem Haar. Mir hingegen hing ein fransiger Pony ins Gesicht. Dafür war ich stolz auf meinen Pulli mit lila Streifen und aufgenähten Clowns. Er stammte aus einem der berühmtesten Trostberger Päckchen, die Tante Nora zu allen Feiertagen aus ihrem gleichnamigen

bayerischen Dorf schickte. Sie enthielten abgelegte Kleidung entfernter Verwandter und, weit weniger interessant, Bücher. Meine Mutter wurde nicht müde, gegenüber Nora am Telefon zu betonen, dass wir alles hätten, was wir bräuchten, bestand aber darauf, dass ich mich jedes Mal artig bedankte, wenn ein Päckchen eingetroffen war.

Lenka hatte zwar auch ein cooles T-Shirt mit irgendeiner uns völlig unbekanntem »Beach«-Welt drauf, aber man sah ihren beige-farbenen Riemchensandalen an, dass sie »alt« waren. »Alt« beschrieb für uns alles aus der gerade vergangenen Zeit.

Noch vor der Einschulung hatte mich meine Mutter mit einer gewissen Eile ins Auto geschoben, und wir fuhren in weit entfernte, große Läden und kauften Dinge, die wir eigentlich gar nicht brauchten, in noch unnötigeren Mengen, wie etwa Plüschhausschuhe in drei aufsteigenden Größen.

- Da wächst du noch rein.
- Können wir das nicht dann kaufen?
- Nein.
- Warum?
- Weil unser Geld dann nichts mehr wert ist.
- Warum?

Meine Mutter drehte sich vom Lenkrad, wie ich fand, etwas zu lange nach hinten um und sah mich ernst an:

- Weil wir verloren haben.

Im kleinen Portemonnaie für den Kaufmannsladen landete später, was von den alten, leichten Münzen noch übrig war.

Unter Frau Böhms wohlwollendem Blick und wippenden Pudellöckchen kratzten Lenka und ich nun unser echtes Geld zusammen. Der neueste heiße Scheiß, waren Swizzels Sour Flushs: Mit Brausepulver gefüllte Miniaturtoiletten, an denen Lutscher in

Klobürstenform hingen. Es galt, die Bürsten erst in die Kloschüssel und dann in den Mund zu stecken, wo das Pulver prickelnd platzte. Das Ganze kam uns keineswegs seltsam vor, kostete aber 2 DM. Mit den Toiletten in der Tasche kamen wir aus dem Laden und da, leise und zögerlich, benutzte Lenka das unheimliche Wort:

– Mein Vater ist jetzt »arbeitslos«.

So ganz war uns nicht klar, was »arbeitslos« bedeutete. Was Wulf vorher gearbeitet hatte, auch nicht. Etwas in einem Büro, das ein bisschen aussah wie unsere Schule, hatte Lenka mal gesagt. Eine grauenhafte Vorstellung. Vielleicht war es ja besser für ihn, dass er da nicht mehr hinmusste. Doch Lenka verzog das Gesicht. Das hieß ja, dass ihr Vater jetzt immer zu Hause war.

Ich fragte mich natürlich manchmal, wo mein Vater eigentlich steckte, wie er aussah, was er arbeitete und ob auch er gerne Bier trank. Aber das Beispiel von Wulf zeigte, dass es vielleicht besser war, gar keinen Vater zu haben. Meine Mutter sprach das Thema niemals an. Ich ahnte zwar, dass ihr etwas fehlte, doch ich konnte nicht sagen, ob es wirklich mein Papa war oder das alte Geld oder eine neue Idee. Ich fing auch lieber nicht davon an.

★

Lenka und ich nahmen den »Wirtschaftsweg«. Ein kümmerlicher Pfad, der entlang angespitzter Zäune zu Garagen und Mülltonnen führte. An den alten Teppichstangen, die sich über unseren Köpfen zu einem rostigen Viereck vereinten, drückte sich Bianca herum. Sie war jünger als wir, noch nicht in der Schule und wurde von uns nur Nervensäge genannt. Weil Bianca schielte, hatte sie eine Brille, deren linke Seite mit einem Entchenaufkleber abgedeckt war. Das Schielen dahinter sahen wir trotzdem.

Lenka und ich griffen nach den Teppichstangen, zogen uns routiniert daran hoch, und jede setzte sich auf ihre Ecke. Bianca, die noch nicht an die Stangen reichte, sah von unten zu.

– Na, Nervensäge, was gibt's?

Bianca zuckte mit den Schultern. Wichtigtuertisch holten wir unsere Sour Flushs raus und lutschten triumphierend an den Klobürsten. Lenka machte Frau Liebig nach, mit eingezogenem Hals, zitterndem Kinn und bebender Stimme. Wir lachten so sehr, dass wir beinahe von den Ecken rutschten. Lenkas Augen leuchteten noch heller als sonst. Bianca drehte die Fußspitze im schwarzen Dreck. Dann sah sie plötzlich auf.

– Wusste was?

Sie sagte »wusste«, als könnte sie sich nicht entscheiden, ob sie nur eine oder uns beide ansprechen wollte.

– Na was denn, Nervensäge?

– Ich hab 'n Messer.

– Toll, Nervensäge.

– 'n richtiges Taschenmesser, mit ganz viel dran!

– Biste dafür nicht zu klein? Wo soll'n das her sein?

Sie zuckte wieder mit den Schultern.

– Gefunden.

Lenka und ich ließen uns von unseren Ecken herab und Bianca an der Teppichstange stehen.

Es wäre höchste Zeit gewesen, die Hausaufgaben mit dem scharfen und dem weichen Ss abzuarbeiten, aber wir hatten wenig Lust darauf. Also schlug ich vor, dass wir uns den Hund holten. Manchmal taten wir so, als würden wir der alten Frau Schiller helfen, indem wir ihre Cleo – kniehoch, mit plattem Gesicht und herunterhängenden Ohren – ausführten. Aber eigentlich ging es uns darum, in der Siedlung mit »unserem« Hund anzugeben

und obendrein bekamen wir am Ende eine Belohnung, meistens 50 Pfennig für jeden. Der Haken dabei war: Man musste zu Frau Schiller in »die Stube« und eine Weile auf ihrem braunen Sofa sitzen, auf dessen Lehne ein ausgeflocktes Kissen in Hundeform thronte. Ihm gegenüber öffnete die Schrankwand aus Holzimitat ihre Tore, darin stand eine Uhr mit einem kleinen goldenen Pendel, das schlug immer den Takt, und im dritten Fach von oben war die Gebäckmischung, kleine Brezeln mit Fettglasur und Kringel mit einem Marmeladenaugen in der Mitte. In den vergilbten Gardinen saß eine Plastikspinne, die war größer als meine Handfläche und ließ mich schauern. Besonders beunruhigte mich, dass sie gelegentlich ihren Platz wechselte, nicht nur von Mal zu Mal, sondern auch innerhalb ein und desselben Besuchs. Gut möglich, dass Frau Schiller dahintersteckte, über deren mächtigem Doppelkinn oft ein schalkhaftes Grien lag. Außerdem hatte sie kleine Füße mit lederen Pantöffelchen und kurze Beine mit blauen Adern daran.

Wir saßen auf dem Sofa, ich schielte auf die Spinne, und die alte Nachbarin hob die Hände und sagte: Ach, Kinder, was könnt ich woll'n euch erzählen? Es folgte stets die gleiche Geschichte von ihren drei Männern: Der erste war reich und lustig, der hatte ihr das Haus gekauft. Aber er war ein Lebemann und oft grob zu ihr. Ich fragte mich, ob nicht jeder Mann ein »Lebemann« war, solange er eben lebte, während Frau Schiller fortfuhr. Und außerdem, leider, hatte er ja den Adler auf der Jacke. Und sie machte eine bedeutungsschwere Pause, in der Lenka in einen Keks biss und das Knuspern laut zu hören war. Der mittlere Mann, der sei ihr der liebste gewesen und natürlich Kommunist, sagte Frau Schiller. Und er führte sie abends aus, zum Tanz in die Blattlaus. Der dritte Mann schließlich war nett, aber langweilig. Der saß immer nur vor

dem Fernseher. Was daran so schlimm sein sollte, verstand ich nicht. Ich hatte den Fernseh-Mann noch kennengelernt. Irgendwann war er schwer krank geworden. Damals hatte ich oft auf die Wand in meinem Zimmer gestarrt und mir vorgestellt, dass gleich dahinter jemand lag und starb. Ganz wie im Schlaflied: »Kalt ist der Abendhauch und unser kranker Nachbar auch«. Ich hatte es laut im ganzen Haus gesungen, bis meine Mutter mich zur Ordnung rief. Das würde man drüben hören! Ich hoffte, dass das Sterben nicht so leicht durch die Wände kommen konnte wie die Töne.

Das Uhrenpendel dröhnte durch die Stube. Frau Schiller hatte ihre Geschichte beendet und ließ uns mit Cleo losziehen. Als ich mich umdrehte, war die Spinne verschwunden.



Der Höhepunkt der Woche war der Samstag, denn da durfte ich am Morgen Trickfilme gucken. Dafür stand ich früher auf als an Schultagen, um ja keine der bunten Minuten zu verpassen. Einmal schickte mich meine Mutter verärgert um 5:30 Uhr wieder ins Bett, was besonders bedauerlich war, weil zu der Zeit Batman lief, der mit wallendem Umhang und lässigen Sprüchen Wände hochkletterte. Weil ich nicht mehr schlafen konnte, vertrieb ich mir die Zeit in unserem winzigen Bad. Ich betrachtete mein Gesicht im Spiegel, schob meinen langen, fransigen Pony zur Seite und sah mir selbst in die dunklen, ein bisschen mandelförmigen Augen, die meine Mutter auch hatte und sogar Tante Nora.

Als endlich der Radiosender, in dem immer nur geredet und nie Musik gespielt wurde, aus dem Schlafzimmer tönte, schlich ich erneut vor den Fernseher. Nun hatte die Cartoon-Strecke begon-

nen, und ich konnte mich von Küken mit Wasserköpfen, Dinos mit Gefühlen und Schurken ohne in eine wohlige Zerstreung ziehen lassen, in abgrundlose Welten stets lösbarer Probleme, in denen Gut und Böse zweifelsfrei voneinander zu trennen waren. In der Bande von Ovid ging es fröhlich zu, Kokosnüsse fielen auf Köpfe, Eier explodierten, Mädchen erlebten keine Abenteuer, hatten dafür aber Wimpern und Busen. Flankiert wurden solche Sendungen mit Werbung für die unverwüstliche Rodeo Barbie oder das erdölgetränkte Baby Born. Die garantiert niemals abbaubare Polly Pocket saß in ihrem Plastikreich, die Hand mit dem Kamm auf dem Weg zum Gummihaar in Ewigkeit erstarrt, wie das Lächeln. Darin lag die Gewissheit der Siegerin, die uns alle überleben würde.

Manchmal sah ich Lenka bei ihrem Wochenendritual draußen an der Hecke vorbeiziehen. Wulf schickte sie mit einem Wägelchen los. Sie musste im Gemüseladen einen Kasten Bier für ihn holen. Das sah besonders auf dem Rückweg sehr beschwerlich aus. Ich hätte hinausstürzen und ihr helfen können. Doch ich ließ mich nur noch tiefer in die Sofakissen sinken.

Schließlich war es meine Mutter, die mich aus dem Strudel der Bilder riss. Gemeinsam erledigten wir den Wochenendeinkauf und gingen dafür in den alten Flachbau, über dessen Eingang nun eine Schildkröte eine Teekanne küsste, und den wir trotzdem noch »Kaufhalle« nannten. Ich sah darin eine Chance, einige der im Fernsehen angepriesenen Produkte zu ergattern, wenigstens eine Packung Kellogg's Frosties, die mit einer Extrazuckerkruste überzogen waren und so den Tiger in mit wecken sollten. Doch als wir leibhaftig vor den neuen Produkten standen, wirkten sie kleiner, blasser, ja weniger wirklich, als grade noch in der Werbung. Mich beschlich das Gefühl, dass die Bilder im Fernseher zu der

Welt davor nicht ganz passten und dass die Guten vielleicht auch Schurken waren.

*

Die Erwachsenen machten es sich leicht und ließen uns zu Frau Schillers Geburtstag ein Bild malen. Es zeigte vor allem Cleo und etwas zu klein daneben ihr Frauchen in Pantoffeln. Ich machte mir einen Spaß daraus, auch die blauen Adern an Frau Schillers Beinen nicht auszulassen, passte aber höllisch auf, dass ich mir dabei keine Farbe auf meinen Clownspulli kleckerte. Lenka versah den Hund mit einer Schleife, wie sie der Westi auf ihrem Ranzen trug. Noch ehe die Farbe trocken war, brachten wir das Bild nach nebenan.

Die halbe Siedlung war gekommen, und ausnahmsweise war es in Frau Schillers Stube nicht still. Während sich die Erwachsenen Kaffee nachschenkten und Zupfkuchen auf die Teller luden, folgten wir Cleo, die sich unter den Tisch verdrückt hatte. In diesem gemütlichen Versteck kraulten wir ihre schlappigen Ohren, deuteten grinsend auf die krummen Füße um uns herum und stellten mit einem kleinen Schrecken fest, dass auch die Spinne sich hierher verkrochen hatte. Da saßen wir, ein Hund und zwei Mädchen, zwischen Tisch-, Spinnen- und Menschenbeinen, während die Alten oben von den Kriegen und den Ländern sprachen, die vergangen waren und die noch kommen sollten.

Erst waren es wirklich nur die Katzenszungen. Lenka hatte sie entdeckt. Wenn die Erwachsenen Frau Schillers Erzählung allzu andächtig lauschten, nutzten wir den Moment, schnellten unter dem Tisch hervor und schnappten uns die Naschereien, die dort lagen. Zurück in unserer Deckung steckten wir uns die Katzen-

zungen zwischen die Lippen, taten so, als würden wir uns damit Hände und Bäuche ablecken, bis sie langsam im Mund schmolzen. Als die Packung leer war, hatten wir es auf die Schokobecher abgesehen, deren eigentliche Bestimmung wir nicht kannten. Bis wir irgendwann an gefüllte Becher gerieten, deren gelben Inhalt wir für Pudding hielten. Lenka probierte ein erstes Schlückchen, ihre Lippenraupen wanden sich erst prüfend, dann zustimmend. Wir schleckten die Schokobecher aus bis auf den Grund, wobei sie ebenfalls zu schmelzen begannen und Spuren auf Frau Schillers Auslegware hinterließen – schade, dass sie keine neue bekommen hatte. Eine kichernde Wärme breitete sich von meinem Bauch in meinen Kopf aus. Lenka war da, ihre Augen strahlten wie immer, oder vielleicht ein bisschen mehr, wir hatten unser eigenes kleines Reich außer Reichweite der Erwachsenen, die uns vergessen zu haben schienen. Nur Wulf machte uns Sorgen. Er trank, pöbelte und polterte, fiel auf und ins Wort. Auch deshalb schien es eine gute Idee, dass die Eierlikörflasche vom Tisch verschwand. Bei unserem nächsten Beutezug griff ich nach ihr. Sie war noch reichlich gefüllt. Ein paar Schlucke würden sicher nicht auffallen. Kaum war die zähe Masse vom Hals der Flasche in den eigenen gelaufen, verklebte sie schon den Kopf. Unsere Wangen glühten. Wir knoteten die Schnürsenkel der Erwachsenen zusammen. Frau Schiller wurde verschont, weil sie Geburtstag hatte und es außerdem mit ihren Pantoffeln gar nicht ging. Für jedes verbundene Paar gab es wieder einen Schluck Likör. Wir versuchten, unser Kichern zu unterdrücken, was uns zunehmend schlechter gelang. Lenka wurde heiß. Also robbten wir möglichst unauffällig unter dem Tisch hervor. Die Flasche, die nun beinahe leer war, ließen wir liegen.

Ich merkte, dass Lenka Schwierigkeiten hatte zu laufen. Ich zog sie hoch, und wir taumelten aus der Haustür. Draußen warf sich

Lenka mitten in das Stiefmütterchenbeet, öffnete Arme und Beine wie ein Hampelmann und rief dabei immer wieder: »Ich habe heute einen Engel gesehen!« Von drinnen war lautes Rumpeln und heiteres Gekreisch zu hören. Im hell erleuchteten Fenster sahen wir die Erwachsenen stolpern. Wir prusteten los, womöglich so laut, dass wir die verärgerten Rufe nicht mehr hörten. Doch plötzlich ging Lenka auf alle viere, und aus dem Lachen wurde ein Würgen. Sie kotzte eine klebrige Mischung aus Eierlikör und Katzenzungen in Frau Schillers Beet, genau auf das Grab der Adler.

Die Haustür öffnete sich. Wulf stand im blendenden Licht des Flurs, furchtbar wie ein Racheengel. Wortlos kam er auf Lenka zu. Die hörte vor Schreck auf zu kotzen. Er packte sie an der Kapuze und zog sie fort. Ihr hysterisches Lachen setzte wieder ein, es verzerrte sich zu einem Kreischen und wurde schließlich zu einem durchdringenden Schrei. Die Tür fiel hinter ihnen ins Schloss. Frau Schiller trat aus dem Haus, auf ihren Stock gestützt.

– Mensch, Kinderchen, ich werd ma noch müssen wundern über euch.

Wundern sollten wir uns noch über sie, aber das war später.

★

Bis heute komme ich manchmal zurück in den nichtssagenden Vorort – unseren Vorort. Obwohl die Straßen der Siedlung mir fremd geworden sind. Obwohl die Fassaden der Häuschen sich verändert haben wie die Gesichter der Bewohner. Obwohl der einheitlich graue Putz dem individuellen Gestaltungswillen gewichen ist und sich von Tür zu Tür frische Farbkreationen von Eierschalenweiß über Taubenblau bis Limettengrün abwechseln.

Was suche ich, hier zwischen den Vorgärten, in denen die For-

sythien blühen, Terrakotta-Frösche springen und Buddhaköpfe aus eleganten Schilfgewächsen lugen? An einigen der weißen Plastiktüren hängen Metallschildchen, auf denen steht: WELCOME HOME. Die Schilder sind nagelneu, die Rostflecken an den Rändern bloß aufgemalt.

Neben dem Glasfaserkasten der Telekom steht die alte Telefonzelle, aber ganz entkernt, nur ein paar Kabel hängen aus der Öffnung für den Hörer, und die Scheiben sind noch dreckiger als damals. Wen suche ich? Eure Nummern, die zu Festnetztelefonen in den elterlichen Wohnzimmern führten, habe ich nie vergessen. Doch gewählt habe ich sie lange nicht und werde es auch heute nicht tun.

Eine Joggerin checkt im Vorbeiziehen ihre Smartwatch. Ich entdecke meine Spiegelung in der Scheibe der Telefonzelle und betrachte mein Gesicht. Ist noch etwas von dem kleinen Mädchen mit dem fransigen Pony darin?